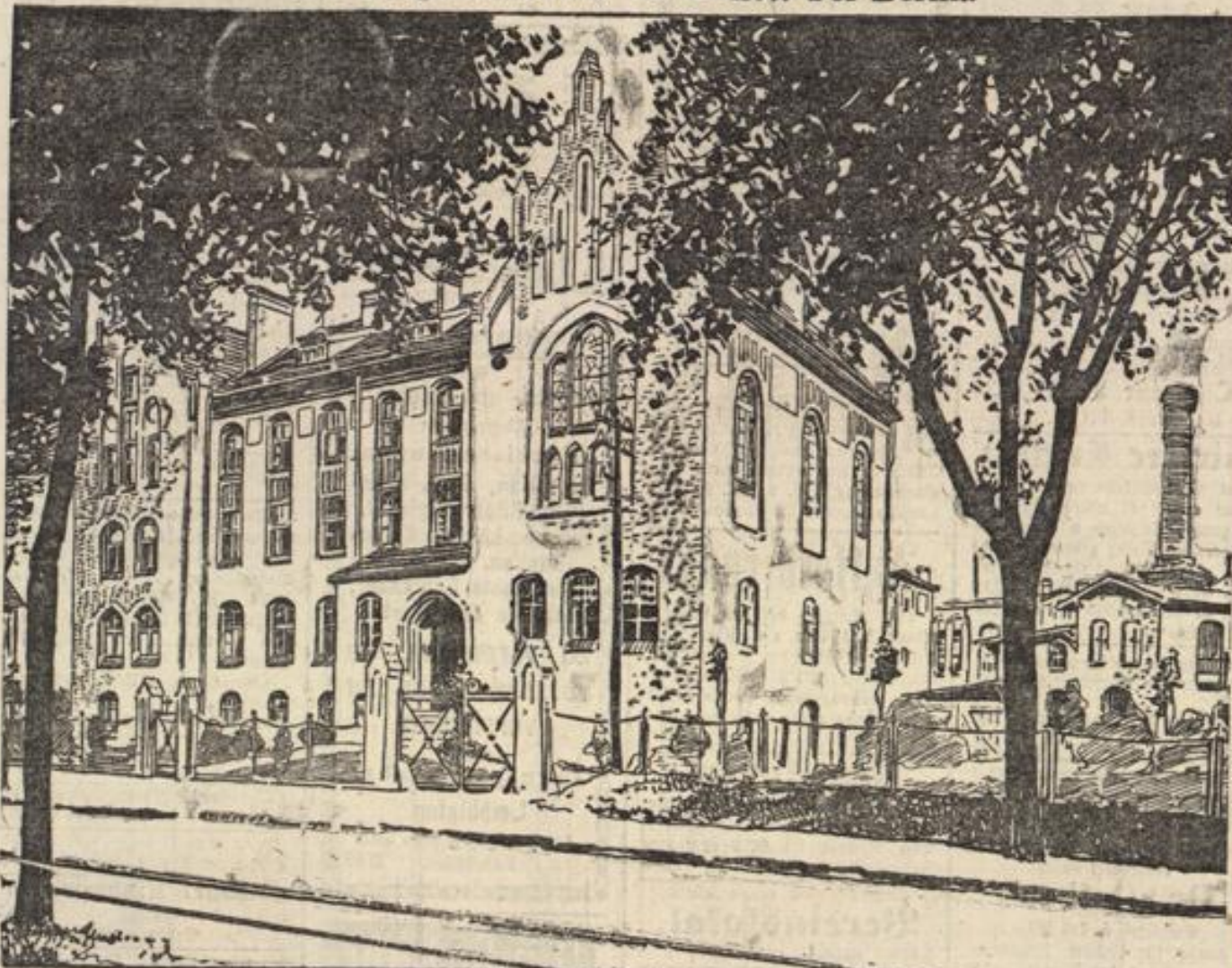


Das Magdalenenstift zu Teltow bei Berlin.



Das Magdalenenstift zu Teltow bei Berlin war dieser Tage, wie wir gemeldet haben, der Schauplatz einer eigenartigen Revolution. Dort sind 125 meistens gefallene oder verwahrloste Mädchen untergebracht und sollen hier zu christlichen Dienstmädchen erzogen werden. Obwohl dieses Stift eine Musteranstalt ist, mögen in letzter Zeit die Mädchen nicht zufrieden gewesen sein. Ungutredene gibt es bekanntlich überall. Eines schönen Tages wurde nun Milchreis mit Fruchtsoße aufgesetzt. Das war zu

viel. Die Revolution war fertig. Die Mädchen rotteten sich zusammen, ständelten und sangen dreiste Lieder. Einige 30 an der Zahl bemächtigten sich des Gartenthores, verabschiedeten den Pflegerinnen ein paar Blöße, und hinaus ging es in Pantoffeln auf die Chaussee in wilder Flucht. Ein Teil wurde bald wieder von der Polizei eingefangen, während sich der Rest in Berlin amüsiert. Jedenfalls ein kurzer Traum.

Aus aller Welt.

Schwindel. Ein dreister, von Hamburg-Altona ausgehender Schwindel wurde vom Dortmunder Schwurgericht aufgedeckt. In verschiedenen Blättern erschien im Frühjahr eine Annonce wonach ein ehrlicher, verschwiegener Mann gesucht wurde, der mit leichter Mühe viel Geld verdienen wolle. Zu den Laufenden die sich auf die Anzeige hin gemeldet haben, gehörte auch der Oberschweizer Ulrich Klee auf dem Rittergute Ickern im Kreise Dortmund. Nach einigen Tagen bekam er Antwort, von einem gewissen Müller in Hamburg-Altona, der ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, er sei Arbeiter bei der Hamburger Münze, habe sich dort einige Münzstempel verschafft und wäre im Stande, aus amerikanischem Neugold Behnmarkstücke anzufertigen, die in Aussehen und in ihrem Klang den echten Stücken völlig gleich seien. Es sei ja am besten wenn Klee persönlich nach Hamburg komme, er könne aber auch gegen Einsendung von 5 A. ein Probestück zugesandt erhalten. Klee war hocherfreut, er schrieb sofort Müller habe in ihm den rechten Mann gefunden, er sei verschwiegen wie das Grab, besitze auch die nötigen Mittel und das Ansehen und Vertrauen, die falschen

Stücke, ohne Verdacht zu erregen, absetzen zu können. Nach Hamburg könne er zurzeit nicht kommen, er sende aber gleich die 5 A., doch möge Müller nicht eins, sondern gleich 50 Stück senden, den Betrag sende er sofort ein. Zur Befestigung, daß er es ehlich meine, sandte Klee auch noch drei seiner Photographien aus verschiedenen Jahren. Die Hamburger Behörde hatte aber längst Verdacht gegen Müller geschöpft und die Briefförderung über ihn verhängt. Der Brief Klees kam deshalb in die Hände der Staatsanwaltschaft zur weiteren Veranlassung. Statt des erhofften Reichthums bekam Klee eine Anklage wegen versuchten Münzverbrechens. Das Schwurgericht billigte ihm mildernde Umstände zu und so lautete die Strafe nur auf zwei Monate Gefängnis. Ähnliche Verhandlungen werden an verschiedenen Orten im Reiche stattfinden.

Warum der Deutsche keine Bücher kauft, wird der „Tägl. Rundschau“ geschrieben: 1. Weil er kein Geld hat. 2. Weil er sie aus der Bibliothek bekommen kann. 3. Weil es wohl zum guten Ton gehört, viele und gute Möbel, aber nicht, viele und gute Bücher zu besitzen. 4. Weil er die nächste Auflage erst noch abwarten will. 5. Weil er ein Erzphilister ist. 6. Weil er das Geld zum Bier braucht. 7. Weil er selbst welche schreibt.



Strafkammer-Sitzung vom 20. Juli 1903.

Jahrlässiger Banterott.

Als die Ehefrau des Goldhändlers Weibler in Lorch diesen ehelichte, führte er mit durchaus ungenügenden Mitteln sein Geschäft. Später starb der Mann und der Handel wurde von der Frau weitergeführt, tatsächlich aber leitete denselben der Sohn da die Frau — natürlich! — auch nicht die klasse Meinung von der Kunst hatte ein kaufmännisches Geschäft zu führen. Obwohl nun auch bei dem Tode des Mannes die Mittel im Geschäft keine reichlicheren geworden waren, dehnte man dasselbe zu einer Baumaterialienhandlung aus und es begann dann eine Wechselreiterei, die später zur Wechselkassierung führte und die Veranlassung war, daß der Sohn wegen Urkundenfälschung (für A. 40000 Wechsel) auf 1 Jahr ins Gefängnis wanderte. Heute steht die Frau als die eigentliche Inhaberin der Firma vor Gericht, weil sie als Schulnerin, welche ihre Zahlungen eingestellt hat, und über deren Vermögen der Concurs eröffnet worden ist, es unterlassen hat, 1) die nötigen Bücher zu führen, 2) die vorgeschriebene Bilanz zu ziehen und 3) weil sie die vorgefundnen Bücher so unordentlich geführt habe, daß dieselben nichts weniger als eine Uebersicht über den Vermögensstand gewährten. Die Zustände im Geschäft scheinen in der That ganz trostlose gewesen zu sein. Notigen über concurrende Wechsel fanden sich lediglich auf einem Abreiß-Kalender, ein Cassabuch war nicht aufzufinden, sondern lediglich ein kleines Contobüchlehen, mit Einträgen, aus denen keiner wissen konnte, was damit zu machen war. — Als die Sache zum Klappen kam, fand sich weder der Geschäftsführer, noch ein Pfennig Baargeld, Briefmarken u. s. w. vor. A. 70.000 Schulden standen etwa 12.000 A. Guthaben gegenüber und die Gläubiger erhielten kaum 15 pCt. ihrer Forderungen. Der Gerichtshof erachtete die Frau für überführt der ihr zur Last gelegten Straftat und verhängte über sie eine Geldstrafe von A. 150.

Geldsüchliches.

—Für die Küche! Ein Geheimniß ist für Viele der Umstand, daß man in gewissen Haushaltungen, Cafes und Hotels eine ausgezeichnet munde Tasse Kaffee erhält, wenn der Kaffee zu Hause nicht schmecken will und oft schlecht bekommt. Die Lösung ist darin zu suchen, daß die Köchin dem gemahlten Bohnenkaffee eine Messerspitze voll Pfeiffer's u. Diller's Kaffee-Essenz zusetzt. Bei Anwendung derselben muß man aber darauf achten, die ächte, in den Dosen mit der Schahmarke Kaffee-Dattel zu bekommen, da in letzter Zeit viele Nachahmungen in allen möglichen Aufmachungen in den Handel gekommen sind. — Sammler von Pfeiffer u. Diller's Serienkarten werden darauf aufmerksam gemacht, daß in Kürze die vierte Serie des Nibelungen-Cyklus ausgegeben wird.

Waldhäuschen, 5082

besuchtester Ausflugspunkt der Umgebung.

Unter den Eichen (Schützenhaus).

Täglich von 4 Uhr ab: 5810

GROSSES CONCERT

der ersten ungarischen Magnaten Kapelle unter Leitung des Primas Cipak János. Eintritt frei. Paul John

WALHALLA.

Hauptrestaurant und Garten.

Täglich Abends 8 1/2 Uhr: Großes Concert

der ersten ungarischen Magnaten-Kapelle unter Leitung des Primas Cipak János. 5290

Vornehme Musik. Entrée frei.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager. —

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter

Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse. 900

Billige Schuhe!

Von heute bis Ende ds. Monats für Jedermann auf meine sämtlichen, nur wirklich guten Waaren

10 % Rabatt.

Schuhwarenhaus Fiedler, 9 Mauritiusstraße 9. 5209

Coffee- und Speisehaus

von C. Ullrich,

15 Maurergasse 15, 4323

empfehle guten, bürgerlichen Mittagstisch zu 45 Pfg. u. höher sowie Abendessen von 25 Pfg. an in und außer dem Hause.

Auch Sie können

sich leicht davon überzeugen:

Schneeweiss wird die Wäsche

beim Gebrauch von

Sunlight Seife

sie ist die richtige Haushaltungs-Seife für sparsame Hausfrauen.

Garten- und Balkonmöbel

aus Weiden- und Rohrgeflecht



Tisch, Triumphstühle, Reiselörbe, alle Koffer, fruer alle

Korbwaaren, Holzwaaren, Bürstenwaaren, empfiehlt billig

Karl Wittich,

Michelsberg 7, Ecke Gemeindebadgäßchen. 2710

Patent-Bureau Louis Golle Wiesbaden Rheinstr. 26

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 26.

Wiesbaden, den 22. Juli.

XVIII. Jahrgang.

Truthuhn und Perlhuhn.

Der landwirthschaftliche Werth dieser beiden Thierarten wird bei uns noch sehr unterschätzt, daß es sich wohl der Mühe lohnen möchte, durch ein paar Worte den Impuls zu weiterer Berücksichtigung derselben zu geben, um vielleicht da oder dort die Haltung des einen oder anderen dieser bescheidenen Vögel zu veranlassen. Das Truthuhn, auch indischer Hahn, weisser Hahn, türkscher Hahn, kaiserlicher Hahn, Puter, Pape genannt, wird von keinem anderen bei uns einheimischen Vogel an Güte und Gewicht des Fleisches, an Ausdauer im Brüten, an Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Einflüsse und an einfacher Ernährungsweise übertroffen. Von den verschiedenen Abarten werden bei uns die dunkleren (Bronze-Truthühner) und die helleren neben ganz weissen gehalten, erstere gelten für die härtesten, letztere für die empfindlicheren, aber mehr zierlichen, Thiere. Das Truthuhn nimmt mit dem gewöhnlichen Unterhalt zum Schutz gegen Risse vorlieb, hält sich selbst bei der größten Kälte die ganze Nacht hindurch im Freien auf und zieht als Grünfutter die Brennnesseln allem anderen vor. Dasselbe sollte in keinem größeren Hofe oder Mühle fehlen, es frisst alle sonst leicht zu Grunde gehenden Körner auf, und kann leicht mit wenigem Nebenfutter unterhalten werden, ohne daß es anderen Hühnern schadet, wenn gleich ein besonderer Raum für sie den Vorzug verdient. Im Nachsommer und Herbst weidet es gern auf den dem Hofe zunächst gelegenen abgeräumten Aekern und Wiesen und beansprucht infolge dessen wochenlang gar keine besondere Fütterung, wenn nicht Mästung beabsichtigt wird; in diesem Falle können einzelne Thiere bis zu 18 Kilo schwer werden; bekanntlich ist das Fleisch sehr schmackhaft und nimmt bei Festessen wohl die erste Stelle auf der Tafel ein. Die Zahl der Eier, die sie legen, ist zwar verhältnismäßig sehr gering (30–40 Stück jährlich), doch sind dieselben ansehnlich groß und von gutem Geschmack. Die Hühner hat häufig die Neigung, ihre Eier an möglichst versteckten Orten zu legen und brütet oft im Freien in selbstgebaute Nester, um möglichst ungestört ihr Geschäft verrichten zu können, wird sie dagegen im Stall oder Scheuer auf ein Brutnest gesetzt, so muß aus obigem Grunde alles Ungewöhnliche davon ferngehalten werden. Die Brutzeit beträgt 26–28 Tage. Das Auskriechen der Jungen unterliegt gewöhnlich keiner Schwierigkeit, dagegen ist die Aufzucht schwer und dies mag wohl schon manchen von einem begonnenen Versuche, sich solche Thiere zu halten, und nachzugehen, wieder abgebracht haben. Mit Erfolg zog Einsender, dieses vor einigen Jahren mehrere Jungen ohne alle Mühe auf, befolgte dabei aber den Rath, in das Brutnest nach einer Woche einige Hühner zu legen, die selben schlüpfen dann zu gleicher Zeit mit den Truthühnern aus, und lehrten letztere das Aufpäppeln des Futters. Am liebsten fressen die Jungen Fliegenlarven, Ameiseneier und dergleichen. Daneben ist trockenes, möglichst zerkleinertes (geriebenes) Weizenbrot, klein gehacktes Fleisch, zuweilen auch zerhackter, hart geriebener Teig aus Ei und Mehl ein vorzügliches Mittel, die Jungen schnell heranzubringen, wobei freilich warmes Wasser die erste Bedingung. Zugleich fressen die kleinen niedlichen Dinger schon mit dem 4. Tage zerhackten Salat, picken bald an Gras und Brennnesseln herum und verdauen nach 18 Tagen eingeweichte Getreidekörner, welche freilich vorerst nur in ganz geringer Menge Abends gegeben werden dürfen. Sorgfältigste Reinlichkeit aller in Verwendung kommenden Gefäße ist erste Bedingung, damit die Jungen keine Säure bekommen, welche für sie von äusserst nachtheiligem Einflusse ist und meist tödtlich wirkt. Allbekannt ist auch, daß ihnen der Tau schadet, wie sie überhaupt gegen jede Kälte empfindlich sind, daher dürfen die Jungen nur bei trockenem, warmem Wetter ins Freie gebracht werden. Die Behauptung, daß Truthühner in Monogamie leben, ist dadurch widerlegt, daß sehr häufig mehrere Hennen, welche neben einem Hahn laufen, lauter befruchtete Eier legen. In Frankreich benützt man leicht gebaute Bretterhäuser, auf Wänden, welche mit einer der Größe derselben entsprechenden Anzahl Thiere bevölkert, auf den Feldern nach deren Abräumung und vor deren Wiederanpflanzung aufgestellt werden und zum Unterhalt bei Regen und zu großer Hitze, sowie als Nachtquartier dienen. Nicht zu vergessen ist, daß in diesem Falle die Thiere mancher Ungeziefers aussetzen und dadurch unmittelbar dem Felddau nützlich werden, neben der hierdurch bedeutenden Ersparnis an Futteraufwand. Eigentliche Krankheiten sind unter den Truthühnern noch nicht wahrgenommen worden. Ist die kritische Jugendzeit vorüber, so gedeihen sie in der Regel sehr gut, etwaige Krankheitsfälle, wie etwa: Verhärtung des Kropfes, Verstopfung und Durchfall sind gleich denen der Hühner sehr bald behoben. Es wird gerathen, von Orten, wo Hühner gehalten werden, junge Truthühner fern zu halten, diese schmappen nämlich darnach, werden dann in der Regel in den Rachen gestochen und geben meistentheils zu Grunde. Zum Aufziehen lieben diese Thiere möglichst hoch angebrachte Stangen, mitunter bleiben sie auf Bäumen übernacht wie die Perlhühner.

Unter allen Geflügelrassen ist keine einzige zu finden, die sich in der Reinheit der Rasse so ausdauernd zeigt wie das Perlhuhn. Dieser Vogel, bekannt unter dem Namen avis numidica kommt heute noch wild in Afrika vor. Die bekannteste Art ist neben der rein weissen die bläulich-graue mit Perlzeichnung. Hahn und Henne sind fast gleich gezeichnet, so daß es oft recht schwer hält, sie von einander zu unterscheiden; die Lappen am Kinn und der Zipfel auf der Stirne sind gewöhnlich beim Hahn etwas größer als bei der Henne. Ihrer Gesamthaltung nach scheinen die Perlhühner mit den Rebhühnern ziemlich verwandt zu sein, denn sie leben wie diese in der Regel in Monogamie. Die Hennen fangen je nach der vorgeschrittenen Jahreszeit im April bis Mai an zu legen und bringen es bis auf 110 Stück, je nach den klimatischen Verhältnissen. Die Eier sind ziemlich klein, enthalten aber ein prächtiges wohlgeschmecktes Eiweiß und äußerst dicke Schalen, darum sind sie auch zum Aufbewahren äußerst geeignet, denn ein Ei ist noch nach 6 Monaten kaum von einem frischgelegten zu unterscheiden, ein Einkochen ist also bei ihnen absolut unnötig. Die Thiere selbst besitzen große Wachsamkeit und erheben bei der geringsten Gefahr über Nacht drohenden Gefahr ein lautes Geschrei, sind äußerst un-

empfindlich gegen Kälte und übernachteten oft auf Bäumen im strengsten Winter; auch zeigen sie äußerst bescheidene Ansprüche auf gute Nahrung, ja sie sind es sogar gewohnt, dieselbe selbst zu suchen, wenn ihnen ein größeres Terrain zur Verfügung steht und sie in ihrer freien Bewegung nicht behindert sind. Als Nachtheil erscheint bei dem Perlhuhn wie bei dem Truthuhn leider ihre große Neigung, weit umherzustreifen und an die entlegensten Orte ihre Eier zu legen; allein stehen diese wie jene in ganzen Herden unter spezieller Aufsicht eines Hirten, und werden an verschiedenen recht abgelegenen Orten Legenester mit Porzellan-Beistern zweckmäßig angebracht und täglich kontrollirt, so möchte diesem Umstande leicht und zum größten Theile abgeholfen werden können. Die Brutzeit dauert bei der beträchtlichen Dicke der Eierschalen trotz deren geringen Größe und Schwere (30–400 Gr.) so lange wie beim Truthuhn, nämlich 26 bis 28 Tage; ein gewöhnliches Perlhuhn bemisst 15 bis 17 mit Leichtigkeit. Die Jungen sind hübsche Thierlein, leicht aufzuziehen, wenn sie stündlich gefüttert und trocken und warm gehalten werden; nach 12–15 Wochen entleiben sich die Jungen, wie die Truthühner, jeglichen Anspruchs auf Pflege, indem sie nach allen Nistungen Streifzüge unternehmen und wie bereits oben angeführt, gleich ihren Eltern sich selbst zu erhalten suchen. Das Fleisch schmeckt gar nicht übel, gilt aber nach Valerianus auch heutzutage noch nicht als tafelfähig; schon Plinius soll demselben einen schlechten Nebengeschmack zugeschrieben haben; ein anderer Naturforscher dagegen bemerkt, daß dasselbe in Beziehung auf Güte gleich nach den Hasen komme und dem der jungen Pflanzen gleiche wieder ein anderer endlich findet in demselben bezüglich des Geschmacks vollen Ersatz für Rebhühner — man sieht, daß auch hier die sprichwörtliche Redensart gilt: De gustibus non est disputandum.

Kreuzungen von Perlhühnern mit anderen Hühnern sind schon verschiedene beobachtet worden, so z. B. mit gewöhnlichen Landhühnern, jedoch waren diese Bastardthiere immer unfruchtbar. Ein Landwirth hatte im verfloffenen Frühjahr bei einer jungen Brut eine Kreuzung von Perlhuhn mit Houdan, das Thierlein schien anfangs prächtig gedeihen zu wollen, ging aber dann in der 6. Woche seines Daseins zu Grunde. Kopf, Hals und Färbung, sowie die Stimme ähnelten schon ganz deutlich dem Perlhuhn.

Fassen wir nun aber alle Punkte zusammen, welche zu Gunsten der Perlhühner sprechen: größte Wachsamkeit, ausgezeichnete Dauerhaftigkeit und Güte der Eier, einfache und billige Ernährungsweise, beispielsweise Anspruchsfähigkeit auf Aufenthaltsort und leichte Aufzucht der Jungen, so möchte sich ein Versuch gewiß der Mühe lohnen.

Landwirthschaft.

Schwer und leicht durchlässiger Boden. In grobkörniger ein Boden ist, d. h. je mehr Sand er enthält, desto größer ist auch der Durchschmitt der in ihm vorhandenen Poren, d. h. der Oeffnungen, durch welche die Luft in ihn eindringen kann. Selbst bei andauerndem Regenwetter wird auf Sandboden die Luft noch immer ihren Weg zu den Pflanzengurkeln finden; ganz anders aber verhält sich in dieser Hinsicht der Thon. Derselbe besteht aus lauter einzelnen außerordentlich kleinen Theilchen; diese lagern sich schon bei feuchtem Wetter eng aneinander, so daß ein völliger Abbruch der Luft bei anhaltenden Niederschlägen auf solchen Böden eintreten muß. Dazu kommt noch, daß die einzelnen Theile des Thones, wenn sie mit Wasser in Berührung kommen, aufquellen und dadurch die an und für sich schon kleinen Bodenhohlräume noch mehr verengern. — Humusboden ist im mäßigen Feuchten, sowie im trockenen Zustand sehr gut durchlässig; wenn er aber mit Wasser sehr gesättigt wird, quillt er ebenfalls ganz bedeutend zusammen und schließt die Luft ab.

Ausgewachsenes Getreide gehört bei anhaltend ungünstiger Witterung während der Erntezeit keineswegs zu den Seltenheiten und so manchem Landmann wird schon vor der Saatzeit bange gewesen sein, weil er sich in die unangenehme Lage verlegt glaubt, zur Saat unausgewachsenes Getreide kaufen zu müssen weil ausgewachsenes nach seiner Ansicht nicht mehr keimfähig ist. Dem ist aber nicht so, vielmehr können Erbsen, Weizen und alle Getreidearten, welche durch Kälte bei der Ernte gekümmert haben, zur Aussaat ohne Bedenken verwendet werden, da sie noch vollständig keimfähig sind. Um sich von dieser Thatfache zu überzeugen, nehme man ein Glas mit lauwarmem Wasser, verseige einige von den gekümmerten Körnern hinein und man wird staunen mit welcher Schnelligkeit selbst 2 Centimeter lange, verbort aussehende Keime zu neuem Leben erwachen, ein Zeichen der außerordentlichen Lebenskräfte, die schon von Natur aus dem Keime eingeprägt ist. Allerdings wird es bei Verwendung solchen Getreides zur Saat nöthig, etwas dichter wie gewöhnlich zu säen, weil in trockenem Zustande mancher Keim abbricht, wodurch dann allerdings die Keimfähigkeit des betreffenden Kornes verloren geht.

Wurmleude der Lämmer. Was ist zu thun bei Wurmleude der Lämmer? Wir empfehlen, den Thieren ein Sechstel bis ein Viertel Gramm pikrinsaures Kali in diesem Reinsamen-schleim an 3 Tagen hintereinander zu geben und am dritten Tag noch ein Brechmittel, Brechweinstein, mit der Tränke folgen zu lassen. Außerdem ist die Verabreichung von leicht verdaulichem aber kräftigem Futter (Getreidebrot, geröstetes Malz gutes Wiesenheu), sowie von geringen Salzengen notwendig.

Gegen die Schwinde Sommerhige soll ein schattiger Unterstand die Schafe, besonders am Mittage schützen, weshalb denn auch zu dieser Zeit, wenn es die Entfernung der Weideplätze zuläßt, die Herde in offenen luftigen Obdachungen zu ruhen hat.

Schweinemaß im Sommer. Schon mancher Landwirth hat die unangenehme Erfahrung gemacht, daß während der Sommermonate die bereits leblich gemästeten Schweine nicht mehr zunehmen, sondern sogar im Gewicht zurückgehen. Es ist dies lediglich der Einwirkung der Hitze zuzuschreiben, welche nicht nur die Fresslust herabmindert, sondern auch direkt die Thiere leidet macht. Man suche deshalb in den heißen Monaten die Stalltemperatur nach Möglichkeit abzumildern. Zu diesem Zwecke besprengt man täglich zweimal die Schweine und den Stall mit

kaltem Wasser. Wer über Eis verfügt, kann auch an der Stalldecke Gefäße mit Eis aufhängen. Besonderer Werth ist darauf zu legen, daß alle Stallfenster mit Säden verhängt werden, und daß die Stallthüre in der heißen Mittagsstunde möglichst wenig geöffnet werden.

Hühnerspätbruten. Was ist zu halten von Hühnerspätbruten im Juli und August? Solche sind nicht so wünschenswerth als Frühbruten, doch soll man auch Hühner von Spätbruten feibehalten, da dieselben erst das Legen beginnen, wenn die Hühner aus Frühbruten zu legen aufhören, so daß man das ganze Jahr hindurch frische Eier erhält.

Spätbruten bei Tauben verhindern! Da Spätbruten bei den Tauben, vornehmlich von kostbaren Rassen einerseits untauglich sind und andererseits die Alten unnötigerweise schwächen, so sucht man dieselben zu verhindern, indem man die Tauben sehr knapp ernährt, vor erregendem Futter bewahrt und ihnen jegliche Nistgelegenheit entzieht.

Früh eingefangene Vögel sind mit aller Vorsicht einzugehen. Man stelle den frisch gefangenen Vogel in einen Käfig, den man mit einem grünen Tuche verhängt, an einen ruhigen Ort, wo er keinen Störungen, Beängstigungen und keinem plötzlichen Erschrecken ausgesetzt ist. Man lasse ihm die ersten Tage soviel Ruhe als nur möglich und erschrecke und beängstige ihn nicht durch öfters Begucken und Beschaun. Nur dem Futter, welches man ihm in einem Gefäß vorsetzt, streue man auch solches auf den Boden des Käfigs, weil er sich erst an das Fressen aus dem Futternapf gewöhnen muß. Wasser setze man ihm in einem niedrigen und weiten Gefäß vor, da bei hohem und engem Glase er das Wasser zuweilen nicht findet, weil der Vogel Glas und Wasser nicht zu unterscheiden vermag und nicht selten der Fall vorkommt, daß der Vogel bei vollem Wassernapf verdurstet. Wenn der Vogel nach einigen Tagen sein ungesüßtes Wasser abgelegt hat und etwas ruhiger und sanfter geworden ist, entferne man den Vorhang, damit er mit seiner Umgebung bekannt wird, gebe ihm öfters Lederbissen und spreche autrücklich zu ihm.

Bienenzucht.

Um dem mäßigen Vorliegen abzuhelfen, gebe man den kostbaren Völkern möglichst viel Raum; auch erscheint es rathsam, noch ein oberes Flugloch anzubringen, durch welches mehr Ventilation erzielt wird. Stillpen und Wägen erhalten Aufreisp. Ansätze.

Wer seinen Honig auf Aufstellungen schickt, lerne für mögliche gefällige Abjurierung der Gläser. Feine Produkte müssen, sollen sie Abnehmer finden, dem Publikum in anziehender Form dargeboten werden.

Bienenstände in unmittelbarer Nähe stark honigender Pflanzen (z. B. Linden) sind nach der Volltracht sehr der Räuberei ausgesetzt, da die fremden Bienen, den gewohnten Flug einhaltend, solche Stände besonders gerne anfliegen.

Handel und Verkehr.

*** Frankfurt a. M.** Fruchtpreise, mitgetheilt von der Preisnotirungsbörse der Landwirtschafts-Kammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., Montag, 20. Juli, Nachmittags 12^{1/2} Uhr. Der 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach Qual., ist: Weizen, hiesiger, M. 16.80 bis 16.90. Roggen, hiesiger, M. 14.50 bis —. Gerste, Nied- und Pfälzer M. — bis —. Wetterauer M. — bis —. Hafer, hiesiger M. 14.25 bis 14.75. Raps, hiesig, M. — bis —. Mais Wieser M. 12.25 bis 12.75. Mais Kaplata M. — bis —. Heu u. Stroh Notirung vom 20. Juli. Heu (neues) 6.40–7.20, (altes) 7.40 bis 8.00 M., Roggenstroh (Langstroh) 3.80 bis 4.20 M.

*** Bielefeld.** 17. Juli. Weizen M. 17.50 bis 17.62, weisser M. — bis —. Roggen M. 14.65 bis 14.80. Gerste M. — bis —. Hafer (neuer) M. — bis —. (alter) M. 13.60 bis 14.00.

*** Mainz.** 17. Juli. (Offizielle Notirungen.) Weizen 17.10–17.70. Roggen 14.40–14.90. Gerste 00.00–00.00. Hafer 13.90–14.75. Raps 21.00–22.50. Mais 00.00–00.00.

*** Mannheim.** 20. Juli. Amtliche Notirung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen, pfälzer 17.50 bis —. M., Roggen, pfälzer 15.25 bis —. M., Gerste, pfälzer — bis —. M., Hafer, hiesiger 14.25–15.00 M., Raps (neuer) 21.50 bis —. M., Mais 12.75–00.00 M.

*** Frankfurt.** 20. Juli. Der heutige Viehmarkt war mit 439 Ochsen, 78 Bullen, 960 Kälbern, Kindern u. Stiere, 226 Färsen, 133 Schafe und Hammel, 1164 Schweine, 1 Flegel, 0 Ziegenlämm. und 0 Schafälamm befahren.

Ochsen a. vollfleischige, angemästete höchsten Schlachtwertes bis zu 6 Jahren 68–71 M., b. junge fleischige, nicht angemästete und ältere angemästete 64–66 M., c. mäßig genährte, junge, gut genährte ältere 59–62 d. gering genährte jrd. Alters 00–00. Bullen: a. vollfleischige höchsten Schlachtwertes 61–62 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 57–59 M., c. gering genährte 00–00 M. Färsen und Kälber (Stiere und Kinder) höchsten Schlachtwertes 62 bis 63 M., b. vollfleischige, angemästete Kälber höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 58–59 M., c. ältere angemästete Kälber und wenige gut entworfene jüngere Kälber und Färsen (Stiere u. Kinder) 50–51 M., d. mäßig genährte Kälber und Färsen (Stiere und Kinder) 47–49 M., e. gering genährte Kälber und Färsen (Stiere und Kinder) — M., Kälber: a. feinste Rast- (Vollm. Rast) und beste Sauglälber (Schlachtwert) 80–81 Pfg. (Lebendgewicht) 48–49 Pfg., b. mittlere Rast- und gute Sauglälber (Schlachtwert) 69–71 Pfg., (Lebendgewicht) 40–43 Pfg., c. geringe Sauglälber (Schlachtwert) 55–60 Pfg. (Lebendgewicht) — Pfg., d. ältere gering genährte Kälber (Fresser) —. Schafe: a. Mastlamm u. jüngere Mastlamm (Schlachtwert) 70–72 Pfg. (Lebendgewicht) — Pfg., b. ältere Mastlamm (Schlachtwert) 66–68 Pfg., (Lebendgewicht) — Pfg., c. mäßig genährte Hammel und Schafe (Wergschafe) (Schlachtwert) 00–00 Pfg. (Lebendgewicht) —. Pfg. Schweine: a. vollfleischige der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1^{1/2} Jahren (Schlachtwert) 55–57 Pfg., (Lebendgew.) 43^{1/2} Pfg., b. fleischige (Schlachtwert) 55–00 Pfg., (Lebendgew.) 42^{1/2} Pfg., c. gering entworfene, sowie Sauen und Ferkel 48–50 Pfg., d. ausländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 00–00 Pfg.

Ochsenmarkt vom 13. bis 18. Juli 1903. Rindern, je nach Sorte, Markt 16.00 bis 28.00. Stachelbeeren M. 10.00 bis 12.00. Johannisbeeren M. 12.00 bis 14.—. Erdbeeren M. 35.00 bis 40.—. Heidelbeeren M. 9.— bis 10.—.

Die Preisnotirungskommission.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 168

(2. Beilage.)

Mittwoch, den 22. Juli

1903.

Fuchhei, am Rhein!

Humoristischer Roman von Karl Böttcher.

Nachdruck verboten.

1. Im Gasthof „Zum feuchten Eck“.

Ein Dinstag voll Entzücken.

Der ganze Rheingau hat sich schön gemacht, als wolle er sich photographiren lassen. Ausgesetzt am Himmelsrand die letzten Federwölkchen. Wie frischgeputzt der bligende, über dem ruhigen Strompiegel hinstirrende Sonnenschein. Abgewaschen vom mächtigen Spritzregen aller Stauden noch gestern auf Kastanien- und Rebenlaub hockte. In den Wettergläsern thronen die Baubrühe in Erledigung ihrer Wetterpropheten-Pflichten auf den obersten Sprossen, und alte Herzen kommen sich wieder jung, ach, so berauscht jung vor in diesem anheimelnden Zauber goldener Frühlingspracht.

All die Tausende von Touristen, welche sich heute vergnügungshalber am Rhein herumtummeln, sie können aus vollstem Herzen aufjubeln, weil ihnen eine freundliche Vorkehrung solche Herrlichkeit zur Verfügung stellt — eine Atmosphäre, in welcher die Fröhlichkeit am besten gedeiht, noch dazu, wenn mit einem kräftigen Schluck vom Fasse her etwas nachgeholfen wird.

Schwer gelangweilt liegt das traute Rheinstädtchen mit seinem spitthürmigen Kirchlein, seinen aus Lindengrün lugenden Schiefer- und Schindeldächern im Sonnenglanz. —

Die breiten Stufen, welche von der Terrasse des altväterlichen, von hohen Bäumen umschatteten Gasthofs „Zum feuchten Eck“ herab nach dem weitgedehnten Garten führen, steigt langsam ein schlanker, junger Mann, dessen Buge unverkennbar den Stempel des Südländers tragen.

Sein schwarzer Schnurbart freilich ist etwas spärlich gerathen; die wenigen Haare machen den Eindruck einer Bartdeputation, welche sich als Vortrab eingefunden, oder erscheinen wie eine schlechtbesuchte Volksversammlung.

Doch über diesem Zukunftsbarthchen erhebt sich eine wohlgeformte Römernase, funkeln kohlschwarze Augen, sträubt sich urwaldartig dichtes Kraushaar, und das lähne Gesicht blickt übermüthig hinein in die sonnenvolle, luftverklärte Rheinlandschaft mit ihren rebengeschmückten Bergen, hochgezinnnten Burgen, sa-genumwobenen Ruinen und dem menschenvollen Dampfboot drüben, das thalwärts seine Pfade geht, einen dickqualmenden Rauchschweif hinter sich herziehend.

Der junge Mann wiegt ein etwas antiquarisches Buch in der Hand, in welchem er beim Weitergehen im Schatten dicht-belaubter Kastanienbäume eifrig studirt —

Plötzlich bleibt er stehen, klappt das Buch zu und wiederholt schnell, im Tone eines Schülers, der seine Lektion auswendig herleiert, wobei er beim Aussprechen kein „h“ zu stande bringt:

„Ich (habe) gelhabet.
Du (hast) gelhabet.
Er (hat) gelhabet.
Wir (haben) gelhabet.
Ihr (habet) gelhabet.
Sie (haben) gelhabet.“

Befrieden mit dieser Leistung, nickt er mit dem Kopf. Dann schlägt er das Buch wieder auf und lernt weiter:

„Die Zigarre — il zigarò, das Herz — il cuore, das Fräulein — la signorina, der Fuß — il baccio.“

Seine Stimme, welche zuerst die Worte rasch und monoton herausplapperte, wird auf einmal weicher. Jetzt macht er vor dem Hause Halt, und verklärten Gesichts wiederholt er die letzten drei mehr süßen Vokabeln, indes aus seinen schwarzen Augen ein feuriger Blick hinausblitzt nach der Fensterreihe im ersten Stockwerk. Doch als er da oben hinter den kleinen, bleigefassten Scheiben nicht ersieht, was er erhofft, schlägt er müthig die Grammatik wieder auf und steckt die Nase abermals ins Buch.

Ach nein, er ist keineswegs bei der Sache. Immer von neuem irren seine Blicke forschend umher, bis plötzlich ein warmherzig gejubeltes: „Ah, die Fräulein Else!“ von seinen Lippen springt.

Im Bogengewölbe der Hausthür erscheint soeben eine zierliche Mädchengestalt. Sie ist einfach, aber anmuthig gekleidet: über dem gestickten, bunten Tändelschürzchen ein rother Leder-gürtel, welcher die Falten der cremefarbenen Seidenbluse knapp um die schlanke Taille spannt. Eine tiefrothe, vollerblüthe Rose glüht an ihrer Brust. Ueber der ganzen duftigen Mädchengestalt ein Hauch von Jugendfrische und Jungfräulichkeit.

„Sind Sie fechtig, Herr Doktor?“ ruft sie schelmisch lächelnd hinab in den Garten, wobei sich in ihren runden Wangen zwei reizende Grübchen vertiefen.

Schon eilt er ihr mit ein paar übermüthigen Sprüngen auf dem gelben Sandweg entgegen, und „Ja sein fürchtbar fechtig“, frohlockt er ihr ins leise erröthende Gesicht. „Ja aber nicht weiß — (heißt es: die Regen oder das Regen?“

„Der Regen“, verbessert Else lachend. Ihre milchweißen Zähne, wie zur Parade aufgestellt, blitzen durch die rothen Lippen.

„Oh dio mio!“ seufzt der junge Mann, und seine schlanke Rechte fährt durch das schwarze Kraushaar. Rasch bildet er einen Probesatz, in welchem die eben erhaltene Belehrung praktisch verwerthet werden soll. „Wir bekommen (heute der Regen!“ ruft er selbstgefällig.

„Wir bekommen heute Regen“, verbessert wieder die anmuthige Lehrerin.

Betroffen schüttelt Emilio den Kopf.

„Ja nie lernen die deutsche Sprach. Das sein eine grausame Sprach — eine sehr grausame Sprach!“

„O nein, Herr Doktor!“ droht das Mädchen neckisch, indem ihn ihre großen dunkelblauen Augen anfunkeln. „Die deutsche Sprache ist eine wunderschöne Sprache.“

„Ei, ja, ja — sehr schön, aber schwer — sehr schwer für eine Italiener.“ Er wischt sich mit dem Battistafchentuch über die Stirn. „Wenn Sie mir wieder Helfen wollen, Fräulein Else, dann ich lernen viel besser — ja, viel besser!“

Luftig lachte Else auf. „So kommen Sie in den Garten! Da will ich Ihnen helfen.“ Leichtfüßig, so daß die langen, biden, blonden Zöpfe im Frühlingswind fliegen, eilt das anmuthige Geschöpf dahin unter den Kastanienbäumen. Der Italiener folgt mit glänzenden Augen.

Seit etwa einem Monat wohnt Dr. Emilio Morgano hier im Gasthof „Zum feuchten Ed.“ Obwohl erst Mitte der Zwanziger stehend, hat er sich in Neapel, seiner Geburtsstadt, bereits eine einträgliche Praxis erworben. Doch aus dem Dunst der Krankenstuden verlangte es ihn hinaus in die weite, hellsonnige Gotteswelt. Besonders der Rhein, der reben geschmückte, fröhlich-leitumwobene, poesieverbärrte, hat es ihm angethan. Dahin, dahin zog es ihn mit heißverlangender Sehnsucht. Kurz entschlossen, übergab er einem Kollegen seine Praxis und eilte mit dem nächsten Expresszug nach dem alten Frankfurt, von dort nach dem goldenen Mainz. Dann zog er langsam stromabwärts, überall da Raft haltend, wo eine herrliche Natur und ein guter Tropfen ihn besonders festhielten.

Nun ist er hier im „Feuchten Ed.“ vor Anker gegangen. „Hierher, Herr Doktor!“ ruft Else, indem sie auf einen, mit rothgeblühter Decke belegten Tisch zuschreitet. „Wie steht es mit Ihren Veleübungen?“

„O, sehr fein gestudirt“, entgegnet er wichtig. „Soll ich lesen?“

„Bitte!“

Beide haben einander gegenüber Platz genommen. Emilio jedoch hat es auf einmal mit dem Lesen nicht gar eilig. Schon tänzelt in dem aufgeschlagenen Buch der Rheinwind, schon hat Else in ihrem jugendfrischen Gesichtchen die Coulißen pädagogischen Ernstes ausgezogen — und noch immer blüht der große Schüler anstatt ins Buch auf seine liebreizende Lehrerin.

„Nun?“ fragte Else ein wenig unmutig.

Jetzt fängt er endlich langsam und stöckend an:

„Der — Vogle — sitzt auf der — (Hustschmiede. — Die — Regierung — rätin (hat sich in — Sammt und — Seide — gekleidet. — Die Stadt — Stadt — verord — neten — ver — samm — “ Witten in dem langen Wort bricht er ab. Seine Blide heften sich auf die üppig schwellende Nase an Elses Brust. „Stadtverordnetenversammlung“, wiederholt Else, jede Silbe einzeln betonend. Doch Emilio schüttelt den schwarzen Krauskopf.

„Es nicht geht — bei die besten Willen nicht. Sie mich stören.“

„Ich?“ lächelt das reizende Gegenüber verwundert.

„Ja. Wo(h)er Sie (haben diese fiore?“ fragt er aufgeregt.

„Blume!“ verbessert Else lachend. „Doch das gehört nicht hierher. Also weiter! Die Stadtverordnetenversammlung —“

— macht einen Ausfluß“, fährt Emilio etwas ärgerlich fort. „Die Klein — kinderbe — wahrungs — dio mio!“

„Da sitzt er schon wieder in der Patsche?“ ruft sie lustig.

„Patsche! Was sein „Patsche“? Ich will suchen die Wort „Patsche“.“ Seine Aufregung wächst. Zehn hastige Finger gehen in dem kleinen, rothen Taschenlexikon auf die Jagd nach dem verhängnißvollen Wort, während Else mit schelmischem Lächeln um die frischen Lippen, in das sich ein wenig Spott mischt, schweigend zusieht. Er sucht und sucht —

Plötzlich ertönt aus dem Haus eine tiefe Männerstimme: „Fischerin, du kleine —“ singt's dort in dröhnendem Daß.

Freudig springt Else empor.

„Papa kommt. Nun haben Sie Ferien, Herr Doktor!“

Phlegmatisch schiebt Emilio seine Grammatik in die Tasche, und Else eilt auf einen derben, vierschrotigen Mann zu, der soeben, in der Hand eine Flasche Wein, dahersteigt.

„Hat er heute etwas gekonnt, der große Junge?“ ruft Elses Vater, der Wirth Dahlheim vom Gasthof „Zum feuchten Ed.“, jovial schon von weitem, auf Emilio deutend. „Ja?“ Dann darf er sich einen hinausschicken.“ Er hält die Flasche hoch empor. „Verstanden, Herr Doktor? Vorwärts, Else! Gläser!“

Husch, ist der kleine Sausewind im Haus verschwunden und gleich darauf mit drei feingeschliffenen Römern zurückgelehrt.

„O, ich verstehe alles ausgezeichnet. Ich (hier machen gute Fortschritte in die deutsche Spraf — sehr gute Fortschritte. Ich auch bei Sie bleiben noch viel länger —“ er wirft einen feurigen Blick auf Else — „(hier an diese schöne Rhein!“

„Freut mich, freut mich“, meint Dahlheim, indem er an seinem Sammtkappchen rückt und Stolz und Selbstbefriedigung in Emilios Gesicht aufleuchten. „Nun haben Sie deutsch reden gelernt — nun lernen Sie auch noch deutsch trinken.“

„Si, si, Signor Dahlheim, wenn ich (habe getrunkt Rheinwein, ich gleich deutsch sprechen besser.“

Gutmüthiges Lachen breitet sich über die feisten Züge des Wirths. O, dem sieht man es auf den ersten Blick an, daß er in seinem Leben verschiedenen Armeen herrlicher Weinflaschen den Garauß machte. Das alles floß als blinkendes Rheingold die Kehle hinunter — als rothleuchtendes Kupfer setzte es sich dann auf der Nase fest. Die ganze Vollmondscheibe seines Ge-

sichts, es ist eine Art illustrirter Weinkarte. Um Stirn und Schläfen malen sich kräftige Spuren von „Müdesheimer“ aus; weiter unten, an den Hängebacken, nistet „Forster Ungeheuer“; an der kuppelförmigen Nasenspitze aber residiren all die flüssigen Herrlichkeiten in gedrängter Gesamtausgabe.

Vorsichtig entkorkt er die Flasche. Herunter die dunkelrothe Kapsel, hineingedreht den blanken Pfropfenzieher.

„Sehen Sie, Doktor“, philosophirt er dabei, „die schönste Beschäftigung in dieser Welt ist das Flaschenaufkorken.“

„Nein, Papa!“, ruft Else, die mit leuchtenden Augen der Manipulation zusieht, „das Flaschenaustrinken ist viel schöner.“

Während der Italiener und Else erwartungsvoll da stehen, als ob aus der jetzt offenen Flasche ein ganz besonderes Glück aufsteigen müsse, philosophirt Dahlheim weiter vor sich hin:

„Respekt! Respekt! 1868er kommt! Ein feierlicher, goldner Schluck, der düstere Herzen ausbügelt und griesgrämige Gedanken zum Ruckuck jagt. Solchen Wein könnte eine weindurstige Kehle eine ganze Ewigkeit trinken — — Santiren Sie einmal mit dem Schießgewehr, Doktor! Schenken Sie ein!“

Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit ergreift der Italiener die Flasche.

„Langsam!“ mahnt Dahlheim mit komischem Entsetzen. „Keinen Ruck, damit der Wein nicht erschrickt! Solcher Wein ist eine feine Dame, mit der man hübsch zart umgeht. Erlauben Sie!“

Er nimmt ihm die Flasche aus der Hand und beginnt bedächtig einzugießen. „So! Was für Pracht aus solcher Flasche perlt! Und nun dem Wein klar ins Gesicht geguckt, nicht verstoßen angeschickt!“ Er hebt das Glas. „Heute sind Sie gerade vier Wochen bei uns, Herr Doktor. Da habe ich zu Ehren des Tages dieser hier den Hals gebrochen. Profit!“

„Profit!“ schallt es fröhlich aus zwei jugendfrischen Kehlen. Dahlheim und Else leeren ihre Gläser auf einen Zug. Der Italiener dagegen kostet ganz vorsichtig.

„Nein, lieber Freund, genippt wird von solchem Wein nicht“, belehrt Dahlheim feierlich. „Also — extrinken!“

„Wieder profit!“ ruft Emilio mit feurigem Blick auf Else.

Er setzt das Glas an, und rasch hat er den Inhalt hinuntergegluckt. Tiefaufathmend und roth im Gesicht ob der großen Strapaze, lehnt er sich auf dem Stuhl zurück.

Während Dahlheim von neuem die Gläser füllt, giebt er als alter Trinkpraktikus Emilio einige Kneipanweisungen.

Ein volles Glas dürfe ein echter Trinker niemals vor sich stehen lassen; aber auch kein leeres. Immer schön feierlich, ja gewissermaßen mit Andacht trinken — das sei die vornehmste Kneipregel. Aber auch nie hinunterschütten, sinnlos und unbedächtig, wie es übermüthige Sausbrüder machen.

„Rühren Sie das Aroma?“ fragt Dahlheim, mit der gerundeten Hand über die Ränder der Gläser hinstreichend, als wolle er dem Italiener eine ganze Wolke dieses köstlichen Aromas in die Nase schubsen.

„Si, si, molto elegante“, bekräftigt Emilio, mit geblähten Nästern in der Luft herum schnuppernd.

„Sehen Sie“, fährt Dahlheim fort, „trinken ist die schönste Sache in allen fünf Erdtheilen. Ich meine das Trinken mit Verstand.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Eule.

Wie fliegst du leicht, wie fliegst du leicht,
Den düstigen Wald entlang! —
Und wie belebet die düstere Nacht
Dein monotoner Gang! —

Ich höre dich gern, wenn leise du fliegst,
Ganz nahe des Hauses Dach,
Und wenn du dich zu dem Fensterlein wagst,
Werden viel Märchen mir wach.

Dann schau ich heraus, dann lausche ich dir
Und wöh'n mich im Zauberland;
Viel geist'ge Gestalten im Waldbesbrevier
Hast du mir vor's Auge gebannt.

Ich fürchte mich nicht, mich schauert es kaum,
Mich hat dein Sang nie erschreckt.
Zu wunderbar ist ja der Märchentraum,
Den oft dein Lied mir ertreckt. —



Merkpruch.

Eins soll der Mensch von Grund aus lernen;
In einem Stücke muß er reifen,
Und in der Nähe, in den Fernen,
In einer Kunst das Beste greifen;
Dann kann er dreist mit Fug und Recht,
Sei's Handwerksmann, sei's Aderknecht,
Sich stellen in der Bürger Reihe,
Er wird ein Mann und Meister sein.

Der größte Herr.

Warum erzählt man auch soviel von Kalifen und Sultanen, von Kaisern und Königen, warum nicht auch einmal von Mädchen? Und Mädchen war doch ein größerer Herr als sie alle. Nicht, daß er eben gar groß gewesen wäre; er war der Kleinste im Hause, aber die Großen gehorchten ihm alle auf den Wink. Wenn Mädchen sagte: „Ich will das Blaue vom Himmel!“ da lag es schon im Fischeich brunten zu Mädchen's Füßen; wenn Mädchen rief: „Ich möchte ein Pferd, eine Kaze, einen Hund, oder einen Hahn!“ — da nahm ihn ein Onkel Hudepad auf den Rücken, gehorchte auf „Hü“ und „Hott“ ließ sich zausen und mit der Peitsche schlagen, und lief über Stod und Stein. Nie gab es ein braveres Pferdchen! — Eine Tante miaute aus Leibeskräften, eine andere lernte schön aufwarten und „Wau! Wau!“ rufen; die Großmama aber krächte vollkommen täuschend und naturgetreu.

Wenn die vier Tanten mit ihren großen, seidenen Strickbeuteln kamen und ihr süßes Mädchen mit Küffen bedeckten, da wischte Mädchen die Küsse mit dem Handrücken ab und durchsuchte die Beutel nach allen möglichen und unmöglichen süßen Sachen. Ach, das kluge Mädchen, es war einzig, einzig!

Aber es sollte nicht lange einzig bleiben, es sollte nicht immer der größte Herr sein. Eines Tages kam ein noch größerer, das heißt, ein ganz winziger Herr auf dem Rücken des Storches geritten und eroberte das ganze Königreich von Mädchen. Das arme Mädchen ward plötzlich in die Gefindestube verbannt; wenn es schrie, ward es mit erhobenem Finger zur Ruhe verwiesen; wenn es strampelte, in den Winkel gestellt!

Aber es hieß ja gar nicht mehr „Mädchen“, sondern „Wildtate“, „böser Kobold“, „dummer Junge“; auch sah er plötzlich gar nicht mehr wie aus dem Gesicht geschnitten dem Papa ähnlich, sondern war das getreue Ebenbild des häßlichsten Affen!

Als er sah, daß sein Reich verloren und seine Untertanen verschwunden waren, daß er in der dunklen Gefindestube allein und verlassen blieb, da schlug er mit Händen und Füßen gegen die Tür und schrie und jammerte: „Ich will nicht, ich mag nicht, ich mag kein Brüderchen! Es muß wieder fort, augenblicklich wieder fort!“

Da trat die Großmama herein, gab dem Mädchen einen festen Klap, schob es in den Winkel und verschloß die Tür. Zuerst weinte und schrie der Arme aus Leibeskräften, aber da ihn niemand hörte, schwieg er und ward mäusehinstill. Doch abends, als man ihn zu Bette legte, fragte er die Tante:

„Sage doch, Tante, was habe ich getan, um all die Liebe zu verlieren?“

„Frage lieber,“ antwortete die Tante ernst, „was du getan, um sie zu gewinnen? Du hast sie eben unverbient erhalten und unverbient verloren!“

Mädchen war unglücklich, sein kleines Herz war voll Neid und Eifersucht, voll Kränkung und Kummer, aber er wollte sich rächen, blutig rächen!

Eines Tages, als die Tür zu dem Schlafzimmer offen geblieben, gürte Mädchen sein langes Schwert aus Bappenbedel um und schlich zu der Wiege seines Feindes. Er schlug den Vorhang zurück und erblickte sein Brüderchen,

das schlafend dalag, das winzige Häustchen an die rostige Wange gelegt.

Nun war der Augenblick gekommen!

Mädchen zog sein Schwert — warf es weit von sich, neigte sich über den Feind und bedeckte ihn mit stürmischen Küffen und Dieblosungen: „Ach Gott, ich habe ein wirkliches Brüderchen, ein leibhaftiges Brüderchen — wie bin ich froh und glücklich!“

Von dieser Stunde an hatte der jüngste Herr des Hauses keinen getreueren Diener als Mädchen. Er schleppte ihm sein schönstes Spielzeug, die süßesten Lederbissen herbei, ließ sich zausen und schlagen und kannte keinen eigenen Willen mehr. Mit jedem Tage, mit jeder Stunde eroberte er Schritt für Schritt sein altes Reich zurück, um es mit dem neuen Ankömmling brüderlich zu teilen. Die Liebe aber, die ihn jetzt umgab, die konnte er nicht mehr unverbient verlieren, denn er hatte sie langsam, schwer und redlich erworben.



Spiele im freien.

König und Königin.

Die Gesellschaft stellt sich in zwei Reihen — eine der andern gegenüber; es muß daher eine gerade Zahl Mitspielender sein. Die erste Reihe stellt „Herren“ vor, mit dem „Könige“ an der Spitze; die zweite besteht aus „Damen“ und der „Königin“. Der König nennt alle Herren mit Zahlen 1, 2, 3 u. s. w.; hierauf werden ebenso den Damen von der Königin verschiedene Zahlen beigelegt, aber keine darf mit denen der Herren übereinstimmen; heißen die Herren also 1, 2, 3, 4, 5, so heißen die Damen 6, 7, 8, 9, 10. Manchmal erhalten auch die Herren alle geraden Zahlen, und die Damen die ungeraden, oder umgekehrt.

Wenn alles geordnet ist, rufen König und Königin jedes eine beliebige Zahl auf. Ruft der König z. B. Nr. 2, so muß der „Herr“, der diese Zahl vorstellt, um die ganze Gesellschaft herumlaufen. Die Königin ruft zu gleicher Zeit eine ihrer „Damen“, z. B. Nr. 9; jetzt muß diese Dame den gerufenen Herrn zu fangen suchen. Erhascht sie ihn, ehe er den König erreicht, so hat sie gewonnen. — Hierauf ist an die Königin die Reihe, zuerst eine Zahl zu rufen, und nun mag der Herr die Dame im Laufe verfolgen.



Rätsel und Aufgaben.

1. Ich bin des Herzens Wogenschlach,
Wie mich ein Dichter nennt,
Ein Zeichen weg, und siehe da!
Ein jeder leicht dich kennt.
Und noch ein Zeichen nimm hinweg,
Dann bin ich jedes Jahr
Bei dir ein gern geseh'ner Gast,
Nun kennst du mich, nicht wahr?
2. Ich bin ein kleines enges Tor,
Doch nicht von Holz und Stein;
Kein Schloß noch Riegel ist davor
Und keine Straße führt hinein.
Der Weg dahin geht durch die Luft,
Und tut sich auf, sobald man ruft.
3. Mit „i“ ist's ein Berg im Schweizerland;
Mit „a“ als russische Stadt bekannt.
4. Es sehnt sich jeder Keim auf Erden,
Das, was mein Name sagt, zu werden.
Im Silberkleide künd' ich kalte Zeit.
Von Gold bin ich ein Biß der Ewigkeit.



Auflösung der Rätsel in letzter Jugendnummer:

1. Kehl, Kehl. — 2. Ofen. — 3. Gesundheit. — 4. Die Flügel der Windmühle.





Kaiser und Postillon.

Friedrich Wilhelm IV. war, zumal als Kronprinz, ein sehr jovialer Herr. Manches Geschichtchen, das andere am Hofe nicht zu erzählen wagen durften, nahm er in Verlag und wußte es zu rechter Zeit anzubringen. So auch das folgende, welches zu jener Zeit in den Hofkreisen durch ihn in Umlauf kam. Der Kaiser von Rußland, dem die Geschichte passiert war, hatte nicht umhin gekonnt, sie seinem Schwager schriftlich mitzuteilen, und dieser hatte nach dem Lesen so herzlich gelacht, wie noch nie. — Es war im bösen Jahre 1830, wo hier und da die Throne wankten. Die Julitage in Paris und die Tage in Brüssel waren vorüber, in Polen bereitete sich der Aufstand vor. Der Kaiser war seiner Gemahlin entgegengekehrt und bis in die Königer Gegend gekommen. Die Postillone standen auf allen Stationen bereit, den hohen Passagier aufs schnellste zu befördern. So harrte auch einer derselben, ein Familienvater mit acht Kindern, des Kaisers, und sah im Geiste schon das kaiserliche Trinkgeld in seiner Hand blitzen. Kurz vor der Station erreichte aber den Kaiser ein Kurier mit der Nachricht von der Revolution in Warschau, und Nikolaus beschloß sofort, im strengsten Inognito als General X. von der nächsten Station über Bromberg, wo er weitere Berichte erhalten konnte, heimzukehren. Der Kurier geht weiter, bestellt die Schreckenspost für unsern Postillon, daß der Kaiser nicht komme, und eilt dann der Kaiserin entgegen. Noch wettert und flucht der arme Getäuschte, dem sein Glück, auf das er fest hoffen konnte, zerronnen, als der Kaiser, jetzt General X., anlangt und Pferde nach Bromberg verlangt. Unser Postillon muß ihn fahren, mit welcher Wut im Innern, wird jeder sich denken können. Anfangs läßt er sie an den Pferden aus, allmählich aber versinkt er in eine völlige Gleichgültigkeit gegen alles und jedes. Die Pferde gehen immer langsamer, und er läßt sie pilgern trotz der Mahnungen des Adjutanten. Er scheint stotternd, nicht nicht einmal, bis endlich der Kaiser selbst sich an ihn wendet. Bald ist nun der Grund seines Aergeres am Tage, und Nikolaus meint lächelnd: „Nun, nun, Schwager, wenn's weiter nichts ist, so kann am Ende auch ein simpler General ein kaiserlich Trinkgeld geben. Fahr zu, es soll dein Schaden nicht sein!“

Die Hoffnung auf einen Ersatz für die so schmachlich getäuschte Hoffnung macht den Postillon wieder lebendig. Dahinfaßt der Wagen, wie der Kaiser es wünscht. Auf der Station angekommen, reicht der Kaiser selbst dem Schwager einige Friedrichsdor, und das Geld erblicken, den Hut abreißen und schwenken, ist eins für diesen. Dabei ruft er, alles um sich her vergessend: „Nun kann mir der Kaiser von Rußland — — —“ und es folgte ein so kerniger Ausdruck, daß Nikolaus trotz seiner düsteren Stimmung ein helles Gelächter ausschlug und die heitere Laune noch viele Stationen behielt.



Eigentümliche Sühne.

Als der Perserkönig Xerxes die gegen Griechenland bestimmten Hunderttausende von Sardes aufbrechen ließ, opferte er den Sohn seines Gastfreundes Pythius, des Hyderkónigs, und ließ das Heer zwischen den Häften des Reichthums durchgehen, um es zu reinigen. Auch in Griechenland (in Böotien) kannte man diesen uralten Reinigungsgebrauch, nur opferte man einen Hund. Eigentümlich ist, daß auch die Milchstraße am Himmel, nach uraltem Glauben, der Reinigungsweg für die Seelen zwischen den Sternbildern des großen und kleinen Hundes, Sirius und Prokyon, fortläuft. In ältester Zeit schickte man Mörder zur Buße, also zur Reinigung von ihrer Schuld, an die Grenze, statt sie zu töten. Dort saßen sie auf beiden Seiten der Straße, die aus der Fremde führte, und schützten gleich wachsam den Hund das Land, sich für den Frieden der durch sie besetzten Heimat opfernd. Diese alte

heilige Sitte wurde also an den Himmel versetzt, um den späteren Geschlechtern noch zu leuchten. Noch Heinrich der Fünfte setzte Räuber und Mörder, die ihr Leben verwirrt hatten, in die Vorstadt von Merseburg, an den Heerweg nach Osten, und verpflichtete sie, die Grenze zu verteidigen. Das war die gefürchtete schwarze Schar der Merseburger, die den Kriegs- und Leichenvogel, den Raben, in ihrer Fahne hatte. Sonst werden Hundemenschen, d. h. einfach Grenzer, als Verteidiger der Länder hier und da genannt, oder sie marschieren bei den Wanderzügen der Völker voran, wie die Hundsköpfe bei den nach Italien ziehenden Longobarden. An der böhmischen Grenze gegen Bayern, im Angeltal, wohnen noch heute die Choden, ein Teil der durch Bretislav I., den böhmischen Achill, vor achthundert Jahren an diese Grenze gesetzten Kriegsgefangenen Polen. Man nennt sie Pischlavec d. i. Hundsköpfe, weil sie einen solchen in ihrer Fahne führen.



Der bekannte Landsmann.

Unser deutscher Dichter Ludwig Tieck war bekanntermaßen der beste Vorleser seiner Zeit. Nicht minder groß war seine mimische Begabung; er konnte ohne Zutun von Schminke u. s. w. sein Gesicht bis zur vollsten Unkenntlichkeit verändern, und hätte er eine ansehnlichere Figur besessen, die Bühne wäre wahrscheinlich um einen der vorzüglichsten Charakterdarsteller reicher geworden. Als der Dichter sich in Rom befand, langweilte ihn ein zu bringlicher Landsmann, ein Maler, dergestalt, daß Tieck sich bald vor jedem Besuch des saden Gesellen verleugnen ließ. Aber eines Tages entdeckte der Pinselführer den Poeten auf einem freien Platz und stürzte seinem Opfer nach, das soeben die Terrasse zu einem öffentlichen Gebäude emporstieg und von den Stufen einen Blick rückwärts warf. „Tied!“ rief der Maler und winkte. Der Angerufene stieg ruhig weiter hinauf. Keuchend erreicht ihn der Verfolger, prallt aber bei seinem Anblick betrocken zurück und stottert, den Hut ziehend: „Ach, entschuldigen Sie den Irrtum, mein Herr, ich hätte darauf schwören mögen, Sie seien ein Landsmann von mir!“ Schweigend verneigte sich der Dichter und war den Lästigen los.



Der Tod als Erwerbsquelle.

Paul Rembrandt, der berühmte niederländische Maler, dessen Porträt, von ihm selbst gemalt, nebst mehreren anderen bedeutenden Werken seines Pinsels im Berliner Museum zu finden, konnte seines unersättlichen Goldburses nicht Herr werden, trotz aller Mahnungen seiner Freunde, trotz aller Streiche, die ihm seine Schüler spielten. Eines Tages beklagte sich Rembrandt gegen seinen Gönner, den Burgemeister Sir von Amsterdam, daß die Gemälde immer mehr im Preise fielen. „Ihr seid unersättlich,“ antwortete dieser. — „Vielleicht. Aber ich kann nicht das für.“ — „Das ist erbärmlich.“ — „Es ist wahr, aber was hilft es!“ — „Es tut mir nur leid,“ bemerkte Sir ironisch, „daß Ihr nach Eurem Tode nicht noch Euer Schatzmeister sein könnt. Eure Werke steigen dann gewiß um das Dreifache ihres heutigen Werts.“ Eine glänzende Idee stieg in dem geizigen Maler auf; er lehrte schleunigst heim, legte sich zu Bett, hieß seine Frau und seinen Sohn Titus Stroh vor das Haus treuen und ausschrengen, er sei gefährlich erkrankt. Um aber jeden Besuch abzuhalten, mußten sie seine Krankheit als schrecklich ansteckend schildern und ihn schließlich als gestorben beweinen. Dann trug er seiner Witwe, die übrigens noch geiziger war, als er, auf, anzugehen: sie müsse, um ihren Mann geziemend beerbigen zu können, sämtliche nachgelassene Werke verkaufen. Der unwürdige Betrug gelang vollständig. Selbst die gewöhnlichsten Gemälde und Radierungen brachten große Summen, und Rembrandt war außer sich vor Freude. Man denke sich aber die Empörung des ehrlichen Bürgermeisters, als er wenige Tage darauf den Maler frisch und gesund in der Tür stehen sah! Er nahm ihm das Versprechen ab, künftig sich solcher abscheulichen Täuschungen zu enthalten!